Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 20 (1930)

Heft: 7

Artikel: Unter schwerer Anklage [Fortsetzung]

Autor: Anzengruber, Ludwig

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635885

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

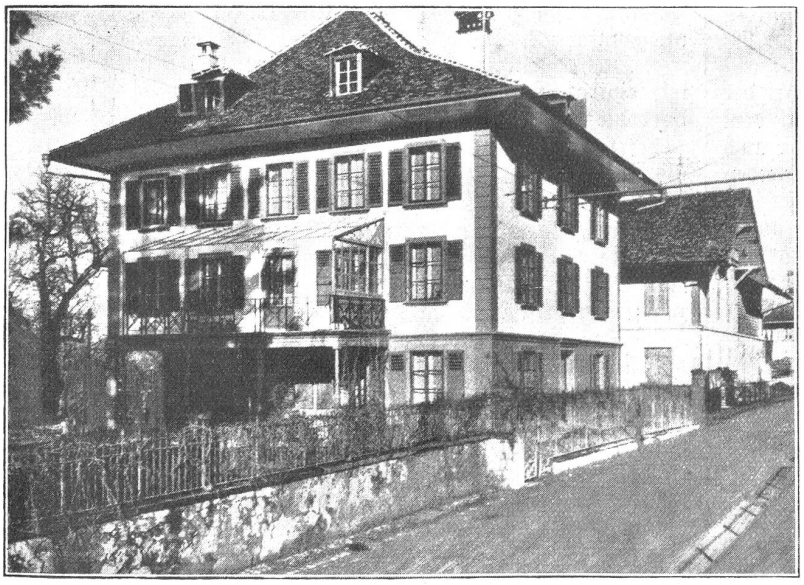
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zum Umzug des Krankenasyls Gwatt.

Im Dezember vergangenen Jahres fand der Umzug des „Asyls" in Gwatt nach Steffisburg statt. In der ehemaligen Besitzung der Baronin von Jud im Glockental haben Personal und Insassen ein neues heimeliges Obdach gefunden.

Die alten Asylgebäude in Gwatt, welche von Herrn J. von Bonstetten gekauft worden sind, stehen auf jenem Landkomplex, der einst den adeligen Herren von Bubenberg in Spiez gehörte und dann an Ruff Rennen und Mithafte in Thierachern überging. Von ihnen erwarben es die Burger von Strättligen laut pergamentenem Kaufbrief von Martini 1534. Am 1. Januar 1844 kaufte Abraham Meyer in Zwieselberg in der „Enge" 163 Klafter Land für 387 alte Franken, um ein neues Haus zu bauen. Damals befand sich an der neuen Frutigstraße an Stelle des jetzigen Trottoirs ein tiefer Abzugsgraben. Drei Jahre später kam das neue Haus an J. R. Bähler an der Frutigstraße und 1852 an den Flößer Peter Weideli in Gwatt, der es bald an Casimir Sikluki, Holzhändler in Thun, weiterverkaufte. Nach dessen Tode veräußerte es die Witwe, die auch das „Grütli" in Thun besaß, an den Zimmermann Josi in Wimmis. Dieser baute das Haus um, um eine Pension zu errichten. Damit nicht eine Wirtschaft damit verbunden werde, erwarb der in der Bellerive wohnende Privatier Friedrich Rudolf von Wattenwyl-von Tscharner die ganze Besitzung für 11,600 Franken. Nach zehn Jahren veräußerte er das Altersheim an Frau von Rougemont-von Pourtales in der Schadau, welche es 1877 ihrem Sohn Albert zum Geschenk machte. Die Abtretung an das Bezirksspital in Thun fällt in das Jahr 1905. Die ersten Pfleglinge waren bereits 1872 aufgenommen worden. Zuerst pflegten zwei Basler Schwestern, dann Fräulein Marie Bill, und von 1882 an bis zu ihrem Heimgang am 1. März 1928 besorgte Schwester Aline Schütz in hingebungsvoller Arbeit die verantwortungsreiche Leitung der Anstalt. 1918 konnte die nebenan liegende Gärtnerei Reber erworben werden, so daß fortan 30 pflegebedürftige Personen Platz fanden. Bis zur Uebersiedlung haben im „Asyl" über 300 ältere und gebrechliche Leute ein freundliches und schönes Heim für ihren Lebensabend gefunden. Mögen die Freunde und Gönner in Strättligen und Thun dem Asyl treu bleiben und sich in Steffisburg mehren, um mitzuhelfen den Fortbestand der segensreichen Anstalt zu erleichtern. G-r.

Das bisherige Krankenasyl-Gebäude in Gwatt.



Das nunmehrige Krankenasyl-Gebäude in Glockenthal.
(Frühere Besitzung der Baronin von Jud.)

Unter schwerer Anklage.

Dorfgeschichte von Ludwig Anzengruber. 2

Wäre es nach den Leuten gegangen, so hätten sie am liebsten vorab Antwort auf die Frage: „Wer hat es getan?" gehört. Kannte man einmal den Verbrecher, so konnte man ihm ja leicht abfragen: „Warum hast du das unternommen, und wie bist du dabei vorgegangen?"

Die Herren vom Gerichte aber stellten sich die Sache weniger leicht vor; wenn man auch einen, als der Tat höchst verdächtig, aufzugreifen vermocht hätte, so würde derselbe ganz unzweifelhaft gelogen haben wie ein Spitzbube und Schuft, der er ja war; wollte man also nicht in die unangenehme Lage kommen, neben dem einen auf gut Glück noch andere in das Loch stecken zu müssen, die man schließlich wieder laufen lassen mußte, und worunter, wenn der Teufel sein Spiel hatte, sich auch der geschickt leugnende Täter befinden konnte, so blieb nichts über, als so viele Schuldbeweise auf eigene Faust zu sammeln, bis man deren die ganze Hand voll hatte und dem Verbrecher unter die Augen rücken konnte, daß ihm grün und gelb vor denselben werde, und er wenig mehr aus eigenem hinzuzufügen hätte, als zu sagen: „Ich hab's getan!" Eben deshalb hielten aber die Herren vom Gerichte fürs erste die Antwort auf die Frage: „Warum war es geschehen?" ungleich wichtiger als die andere.

So entschloß man sich denn auch hier, vorsichtig Masche für Masche an dem Netze zu knüpfen, in dem sich der Schuldige unentrinnbar verstricken sollte. Die Untersuchung wurde einem sehr eifrigen jungen Kreisgerichtsbeamten übertragen, der schon manche Proben kriminalistischer Begabung abgelegt, und ihm war zur Dienstleistung ein Gendarmerieführer von langjähriger Erfahrung zugeteilt worden. Diese beiden arbeiteten mit hohem Interesse, ja — es war nun einmal ihr Amt — man konnte fast sagen, mit einer gewissen Freudigkeit an der Enthüllung dieses traurigen Falles.

Das Wichtigste, was man im Walde bei der Beschau entdeckte und auffand, war das Werkzeug, mit welchem der Mord geschehen; es war eine gewöhnliche Hacke*), wie sie zum Holzspalten im Gebrauche ist.

Bei dem Alten fand man gar nichts vor, was irgendwelchen Fingerzeig hätte bieten können; ein sogenanntes ägyptisches Traumbuch und ein buntes Schnupftuch staken in seinen Rocksäcken, und in der Westentasche, wo andere die Uhr tragen, verwahrte er einen zerknitterten Zettel, auf welchem er mit eigener Hand fünf Nummern hingekritzelt hatte, daneben ein Riskonto**), nach dessen Datum man schließen konnte, daß der Kallinger Vinzenz nicht ohne Hoffnung auf einen Lotteriegewinn aus dem Leben geschieden war.

Daß der „halbe Bettler" kein Geld mit sich führte, schien natürlich; es wurde also erst die Frage aufgeworfen: lebte er mit irgend jemand in Unfrieden, in offener Feindschaft? Es wußte niemand, so weit man auch Umfrage hielt, darüber etwas Genaueres auszusagen. Der Alte war nach Angabe aller, die ihn kannten, den einen „nit so unz'wider", den anderen ganz gleichgültig. Streit und Zank hätt' es mit ihm schon hie und da gegeben, aber das wär' „ledig so ein Warteln" gewesen, dess' man morgens nimmer gedächte. Höchstens möcht' sein, daß ihn sein Vetter, der Kleinhäusler Kirninger, nicht leiden mochte, weil dessen Weib als Lotterieschwester zu dem alten Lotteriebruder hielt, welche Geschwisterschaft dem Kirninger wohl nicht recht „anstand".

Dagegen ließ sich auf das bestimmteste erheben, wann der Kallinger Vinzenz das letztemal im Dorfe gesehen wurde; das war vor fünfthalb Monaten, in der zweiten Hälfte vorigen Novembers, und brauchte man nur im Kalender des vergangenen Jahres nachzublättern, so wußte man es auf den Tag, denn dieser war der zunächst nach dem fünfzehnten fallende Mittwoch, ein Tag, wo es den alten Spieler unaufhaltsam nach der Kreisstadt trieb, um dort auf dem Hauptplatze vor der großen Lottokollektur nach den eben eingetroffenen gezogenen Nummern zu sehen, die auf der ausgehängten Tafel angeschrieben standen. Das auf dem vorgefundenen Riskonto verzeichnete Datum der nächststattfindenden Ziehung stimmte auf den Tag mit dem Verschwinden des Ermordeten.

Eine hochwichtige Anzeige machte die Adlerwirtin: der Kallinger war an eben diesem Mittwoch, es mochte gegen zwölf Uhr mittags sein, bei ihr eingekehrt, hatte beim Zechemachen so nebenher die Hand aus der Tasche gezogen und zwischen den Fingern ein „Schnipfel" zerknüllter Banknoten sehen lassen und gesagt, er habe vorige Ziehung in der Kreisstädter großen Kollektur einen Ambosolo***) gewonnen.

Der Gerichtsbeamte telegraphierte sofort dahin; der Bescheid, der bald danach einlangte, ergab, daß es mit dem Lottogewinnste seine Richtigkeit habe, und daß derselbe auch von dem in der Kollektur als bekannter Kunde verkehrenden Kallinger behoben worden sei. Damit stimmte wieder ein anderer Umstand, der den Beamten gleich anfangs stutzig gemacht hatte, nämlich der gleichfalls auf dem vorgefundenen Riskonto ausgeworfene, verhältnismäßig hohe Betrag des Einsatzes; aber nun war es erklärlich, wie der Mann dazu kam, bare fünfzig Kreuzer an das Spiel zu wagen, er dachte wohl, es wäre eine Zeit gekommen, wo ihm das Glück wohlwolle, er hoffte noch einmal und dieses zweite Mal mehr zu gewinnen, und darum, weil er's vom Gewonnenen nehmen konnte, griff er tiefer in die Tasche; da er nun mit leerer aufgefunden wurde, so war das Geld, das er noch im Adlerwirtshause als in seinem Besitze aufgewiesen hatte, ihm abgenommen worden, es lag also ein Raubmord vor.

*) Axt.
**) Lottoschein.
***) Gewinn, der das 250fache des Einsatzes beträgt.

Es galt nun ausfindig zu machen: mit wem wurde der Kallinger zuletzt gesehen? Doktor Haidenreich, so hieß der junge Gerichtsbeamte, wurde durch den Gendarmerieführer Korb auf das beste bedient. Letzterer stellte sich schon am frühen Morgen des Tages nach der Auffindung des Ermordeten mit einer gewichtigen Zeugin ein; das heißt, deren Aussage hatte Gewicht; ihre Person dürfte auf der Wage die Hexenprobe bestanden haben, denn es war ein altes, zusammengeschnurrtes Weiblein, es hatte an jenem verhängnisvollen Mittwoch im Walde Holz geklaubt. Die Alte wußte auszusagen, wen sie zuerst den Hang gegen das Dorf niedersteigen, dann nach Begegnung mit dem Vinzenz in ziemlich lautem Wortwechsel wieder heraufkommen und im Walde verschwinden sah. Nicht lange danach ging sie mit ihrem Reisigbündel heimzu und sah nun von der Dorfstraße, wie auf dem Waldweg oben der eine allein zurückkam.

„Der Kallinger", dachte sie, „hätt' wohl nach der Kreisstadt wollen, aber, du mein Herr Jesus, nun wüßt' man wohl, wo der geblieben. Nein, nit vorstellen kann sich eins, was für grundschlechte Leut' es auf der Welt gäbe."

Doktor Haidenreich entließ die redselig werdende Alte ziemlich barsch und verbot ihr, von dem Abgefragten etwas verlauten zu lassen. Als sich die Tür hinter ihr schloß, nickte er dem Gendarmerieführer befriedigt zu. „Korb, nun haben wir ihn fest. Der Fall liegt so klar, als ob wir dabei gewesen wären. Die Beweise schließen so hübsch aneinander, daß leugnen eigentlich nur mehr Geschmackssache für den Angeklagten bleibt; wir können auf sein Geständnis verzichten."

„Zu Befehl, Herr Doktor", sagte Korb, „wir verzichten darauf."

„Ich denke", fuhr der junge Gerichtsbeamte fort, „wir machen bei solchem Stande der Dinge die Sache kurz ab. Wir brauchen uns nicht länger hier aufzuhalten. Geben Sie Auftrag, Korb, daß mein Wagen instand gesetzt werde, und beschaffen Sie sich eine Fahrgelegenheit für die Ueberführung nach dem Kreisgerichts-Gefängnisse. Dann bringen Sie mir unsern Mann ein, und nach dem Verhöre wollen wir fort. Gehen Sie jetzt."

Korb legte die Hand an den Federhut, machte kehrt und ging aus der Stube. Als seine Tritte draußen im Gange verhallt waren, trat in dem Hause eine fast unheimliche Stille ein; Doktor Haidenreich erhob sich vom Stuhle und begann, erregt im Gemache auf und ab zu schreiten. Manchmal rieb er sich die Hände. Er hatte Glück. Das Stück Arbeit, das er da vor sich gebracht, würde von sich reden machen. War ihm auch der Zufall günstig, so konnte er sich doch der Umsicht rühmen, mit der er ihn ausgenutzt.

Doch die Pause, die jetzt nach der aufregenden Tätigkeit eintrat, war ihm peinlich. Die endlos lange Zeit, bis dort die Tür sich öffnen und seinen Mann einlassen wird!

Er warf eben einen ungeduldigen Blick nach der Türe, als an derselben geklopft wurde.

Auf des Doktors Aufforderung zum Eintreten schob sich ein kleiner, vierschrötiger Mensch über die Schwelle; er hatte einen ziemlich starken Höcker, was ihm aber an der Länge des Rückgrates mangelte, war ihm an den Armen zugesetzt worden. Sein Gesicht mit den stark vortretenden Backenknochen und dem spitzen Kinn nahm sich fast wie dreieckig aus, inmitten saß eine krumme Hakennase, er hielt es damit wie alle Leute und trug dieselbe an keiner anderen Stelle; was sie außer der Form von gewöhnlichen Alltagsnasen unterschied, das war die Farbe, ein sanftes, zartleuchtendes Weinrot; beiderseitig von ihr blinzten zwei kleine, dunkle Aeuglein, die fast von den buschigen Augenbrauen überwachsen waren.

Diese Erscheinung war weder schön, noch unangenehm zu nennen, aber der Doktor war vorurteilslos genug, nicht nach dem äußeren Eindrucke zu schließen, sondern forschte nach etwa vorhandenen inneren Vorzügen. (Forts. folgt.)